



Nicht allein und nicht

Modelle für ein selbstbestimmtes Wohnen im Alter

Von Barbara Tambour

Mittagessenszeit. Bettina Schau zieht die Wohnungstür hinter sich zu, um in den Gemeinschaftsraum hinunterzugehen. Die 14 Bewohner der Seniorengenossenschaft *Gemeinsam ins Alter* in Kassel essen an jedem Werktag zusammen zu Mittag. Auf dem Weg zum Aufzug klingelt die 76-Jährige bei ihrer Nachbarin. Der geht es nicht gut an diesem heißen Sommertag. Bettina Schau hakt sie unter, drückt auf den Türöffner an der Wand, die Tür zum Treppenhaus schwingt auf. Die beiden Frauen wohnen seit einem Jahr in diesem Haus im Norden Kassels. Bettina Schau und ihr Mann Peter haben die Genossenschaft mitgegründet und vorangetrieben. Ihre Motivation: »Selbstbestimmt und in Würde« wollen sie im Alter leben und auf keinen Fall im Heim, »in so einer Altersmaschine«, wie Bettina Schau

sagt: »Nach außen ist das Hochglanz, die Alten drin sind satt und sauber – aber wenn es ums Menschliche geht, ist da vieles im Argen.«

Die 76-Jährige hat schon so manche Pflegeheime kennengelernt, Bekannte und Verwandte dort besucht, Sterbende begleitet. »Wir wollten das anders aufziehen, etwas schaffen, in dem wir selbstverantwortlich und in Würde alt werden können«, erläutert sie. Das maisgelbe Haus ist die Antwort darauf: Elf Frauen und drei Männer wohnen darin, unter ihnen sind zwei Ehepaare. Das Mittagessen bereitet eine Haushälterin zu, die 21 Stunden in der Woche für die Genossenschaft arbeitet. Die 14 Bewohner teilen sich den Gemeinschaftsraum, in dem sie zu Mittag essen und in dem auch Spieleabende und Konzerte stattfinden, die Waschmaschinen und Trockner, die im »Waschsalon« gleich neben dem Hauseingang stehen, ein Badewannenbad – in den Wohnungen gibt es nur Duschen –, ein Gästeappartement und den Garten.



Gemeinsam statt allein: In der Senioren-genossenschaft in Kassel bereiten Bewohnerinnen mit ihrer Haushälterin das Mittagessen zu. Sie essen zusammen, aber alle haben eigene, kleine Wohnungen

ins Heim

Wie Bettina und Peter Schau geht es immer mehr Menschen. Irgendwann wird ihnen klar, dass sie das Haus, in dem sie mehr als dreißig Jahre gelebt und ihre Kinder großgezogen haben, im Alter nicht mehr bewältigen. Oder dass sie sich die Miete der Wohnung nicht mehr leisten können. Andere leben alleine und fürchten sich davor, zu vereinsamen, fragen sich, wer sich um sie kümmert, wenn es ihnen mal nicht so gut geht. Sehr viele Menschen möchten im Alter nicht allein, aber doch selbstbestimmt, würdevoll und zugleich bezahlbar wohnen. Die Realität sieht anders aus.

Alternative zum Leben im Heim

Die Zahl der Singlehaushalte nimmt stark zu, in den großen Städten sind es schon mehr als fünfzig Prozent der Haushalte. Und ein Drittel der Alleinlebenden ist älter als 64 Jahre. War es früher selbstverständlich, dass

sich »die Kinder« um ihre alt gewordenen Eltern kümmern, hat sich das tiefgreifend verändert: Viele erwachsene Kinder leben nicht mehr am Wohnort der Eltern, sind beruflich stark eingespannt, anders als früher auch die Frauen. Oder die heutigen Senioren haben gar keine Kinder. Wer im Alter hilfs- und pflegebedürftig wird, ist dann schnell auf professionelle Unterstützung angewiesen. Die ist teuer, und die Pflegeversicherung deckt als Teilkaskoversicherung längst nicht alle Kosten ab. Zudem fehlt es an Fachkräften. Mancherorts ist es heute schon schwer, einen ambulanten Pflegedienst zu finden. Und gegen Einsamkeit nützt es auch nichts, wenn morgens und abends eine Mitarbeiterin des Pflegedienstes für 15 Minuten vorbeischaud. Deshalb suchen immer mehr Menschen wie Bettina und Peter Schau nach Alternativen, die ihnen ein selbstbestimmtes Leben im Alter ermöglichen. Oft auch, um ihren Angehörigen nicht zur Last zu fallen. ►

🔊 Mit einem Publik-Forum-Digitalabo können Sie diesen Beitrag anhören: in der App und auf Publik-Forum.de



FOTO: FREIE ALTENARBEIT GÖTTINGEN

Wohnen und feiern:

Bewohnerinnen und Gäste der Göttinger Alten-Wohngemeinschaft bewegen bei ihrem Straßenfest ein buntes Schwungtuch

In der Kasseler Senioren-genossenschaft haben sich die Bewohner an zwei lange Tische im Gemeinschaftsraum gesetzt. Auf dem Tisch stehen Blumen aus dem Garten, den Salat in den Schüsseln hat Bettina Schau am Morgen in den Gemüsebeeten geerntet. Am Kopfende sitzt die Älteste des Hauses, eine Neunzigjährige, im Rollstuhl. Ein Platz ist noch frei. »Wo ist Ulla?«, fragt Bettina Schau. »Ich schaue nach ihr«, sagt ihr Mann. Kurz danach kommt er mit der Vermissten zurück. »Entschuldigt, ich war eingeschlafen«, sagt die Weißhaarige in die Runde und geht mit ihrem Rollator zu ihrem Platz. Aufeinander zu achten und nacheinander zu schauen ist bei den Senioren an der Distelbreite selbstverständlich. »Das Projekt lebt davon, dass sich Menschen füreinander interessieren und das miteinander teilen, was sie zu teilen bereit sind«, erläutert Bettina Schau. Sie war Musikpädagogin, ihr Mann Pfarrer. Alle Menschen, die im Haus an der Distelbreite wohnen, sind Genossenschaftsmitglieder, jede Person hat 22 000 Euro in die Genossenschaft eingezahlt. Ohne dieses Eigenkapital hätte das Bauprojekt nicht an den Start gehen können. Anders als bei Wohnprojekten, die von Investoren gebaut werden, soll dieses Haus keinen Gewinn abwerfen. Nur sich selber tragen. Die Wohnungen sind bewusst klein gehalten, zwischen 35 und 45 Quadratmetern, alle barrierefrei mit breiten Türen ins Bad und mit ebenerdigen Duschen.

Männern fehlt die Kompromissbereitschaft

Allerdings gilt: Nacheinander schauen – ja; einander pflegen – nein. Wer pflegebedürftig ist, engagiert einen ambulanten Pflegedienst. Die Bewohner sind zwischen 53 und 90 Jahre alt – »wobei der 87-jährige Mann eine der fittesten Personen ist«, urteilt Bettina Schau.

Nicht nur in diesem Wohnprojekt sind Männer in der Minderheit. In einer Senioren-WG in Göttingen wohnt derzeit kein einziger Mann, alle elf Bewohnerinnen sind Frauen. Die Männer der jetzigen Senioren-generation

sind nicht so kompromissbereit, wie es in einer Wohn-gemeinschaft gefragt ist. So erklären sich die Göttinger WG-Frauen das. »Sie warten auf die Männer der 68er«, erläutert Hartmut Wolter, Geschäftsführer der *Freien Altenarbeit Göttingen* und damit auch Hausverwalter der Alten-WG Am Goldgraben. Seit 24 Jahren wohnen dort in einer Jugendstilvilla Senioren zusammen. Alle haben ein eigenes kleines Appartement mit Bad und Küche und sie teilen 300 Quadratmeter gemeinsame Wohnfläche und einen großen Garten. Einmal im Monat treffen sie sich zum Brunch. Ansonsten sind ihre Tagesrhythmen so unterschiedlich, dass sie auf gemeinsame Mahlzeiten verzichten.

Sind diese gemeinschaftlichen Formen des Wohnens im Alter tatsächlich eine Alternative zum Heim? Oder zögern sie den Umzug ins Heim nur hinaus? Hartmut Wolter, gelernter Altenpfleger und Gerontologe, hat beobachtet, dass die Seniorinnen der WG anders altern: Lange Phasen des Dahinsiehens sind selten. Seiner Erfahrung nach bleiben die Seniorinnen lange rüstig und sterben dann recht rasch. »Sie stumpfen nicht so ab wie im Heim, altern mit mehr Würde.« Deshalb wünscht er sich viel mehr Alternativen zum Altenheim, befürchtet aber, dass viele Pläne scheitern, weil die Leute »sehr anspruchsvoll sind und wenig kompromissbereit«.

Auch der Zukunftsforscher Horst Opaschowski (siehe Interview) hält das Mehrgenerationen-Wohnen für eine gute Lösung. Bei dieser Wohnform sind die Ansprüche an das Zusammenleben geringer. In Aschaffenburg hat Gabi Saal-Bauer ein solches Wohnprojekt ins Leben gerufen. Menschen zwischen 11 und 84 Jahren leben dort in 26 Wohnungen in einem sanierten Kasernengebäude – Singles, Paare und Familien. »Es ist ein ständiges Geben und Nehmen, es entstehen dauernd Win-win-Situationen«, berichtet sie.

Besonders die jungen, berufstätigen Eltern profitierten dabei von der älteren Generation. Als sich ein Kind das Bein gebrochen hatte, fand sich sofort jemand, der es morgens zur Schule fuhr. »Es bilden sich Wahlverwandtschaften«, sagt Saal-Bauer. Die Hausgemeinschaft teilt sich einen Gemeinschaftsraum mit Küche, in dem Hausversammlungen, Feste und Filmabende stattfinden, außerdem ein Gästeappartement. Besitzerin des Gebäudes ist die städtische Wohnungsbaugesellschaft von Aschaffenburg, der Trägerverein »WiGe« – das steht für »Wohnen in Gemeinschaft« – hat ein Mitspracherecht bei der Auswahl neuer Mieter. Ohne Konflikte geht es auch im Mehrgenerationen-Wohnen nicht ab: Zuletzt betrafen sie den Garten. Die einen halten ihn für ungepflegt, die anderen schätzen seine blühende Wiese. Gabi Saal-Bauer ist trotz allem überzeugt: »Das Positive überwiegt. Die Konflikte kann man lösen.«

Kompromisse eingehen können, Konflikte konstruktiv angehen und einen langen Atem haben – diese Eigenschaften sollte mitbringen, wer sich für ein gemeinschaftliches Wohnprojekt interessiert. Das Ehepaar Schau aus Kassel profitiert davon, dass beide in gewaltfreier Kommunikation ausgebildet sind. Doch als in ihrer Wohn-genossenschaft ein heftiger Streit über das Tisch-

gebet entbrannt war – den meisten ist es wichtig, doch einer Frau verdarb es den Appetit –, fand die Hausgemeinschaft erst dann eine alle zufriedenstellende Lösung, als sie einen Mediator einschaltete. Nun kommt die Frau, die sich am Tischgebet störte, einfach fünf Minuten später zum Essen, wenn das Gebet vorbei ist.

Wo wohnen Menschen am liebsten?

Nicht nur die Konfliktlösung, auch die Finanzierung eines gemeinschaftlichen Wohnprojekts ist häufig schwierig. Die Kasseler Genossenschaft erhielt von mehreren Banken Absagen. Senioren galten ihnen als nicht kreditwürdig, ein Gemeinschafts- und Genossenschaftsprojekt war ihnen fremd. Unterstützung erhielt sie schließlich von der GLS-Bank, die selber eine Genossenschaft ist und seit Jahren Wohnprojekte finanziert. »Gemeinschaftliches Wohnen im Alter – das ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen«, sagt Benedikt Altrogge, Branchenkoordinator Wohnen bei der GLS. Von Jahr zu Jahr finanziert die Bank mehr dieser Projekte. Das größte Problem ist derzeit, in Städten und Ballungsgebieten geeignete Grundstücke für solche Mehrparteienhäuser zu finden. Das sieht auch Sabine Conti so. Die Architektin berät gemeinschaftliche Wohnprojekte von der Vereinsgründung bis zur Schlüsselübergabe – und wohnt

selbst in einem Wohnprojekt. Ihre Wohngenossenschaft hat ein ehemaliges Feriendorf mit 24 Bungalows gekauft und schon eine Idee, was sie tut, wenn Bewohner pflegebedürftig werden: Dann sollen ein oder zwei der Häuschen zu Pflege-Bungalows umgewandelt und Pflegepersonal eingestellt werden. Architektin Conti sieht in der Genossenschaft die ideale Rechtsform gemeinschaftlichen Wohnens. In einer Genossenschaft haben alle Mitglieder ein Stimmrecht bei Entscheidungen. Sie können Reinigungs- oder Pflegekräfte anstellen und bestimmen selbst, wer neu ins Haus einzieht.

Doch viele Menschen möchten gar nicht mit anderen zusammenziehen. Der Alterswissenschaftler Frank Oswald von der *Johann-Wolfgang-Goethe-Universität* in Frankfurt am Main hat untersucht, wo Menschen im Alter am liebsten wohnen wollen. Das Ergebnis: in ihrem angestammten Quartier, in dem Stadtteil oder dem Dorf, in dem sie die meiste Zeit ihres Lebens zugebracht haben. Denn dort leben Freundinnen und Bekannte, sind die Wege bekannt, und es besteht ein Gefühl von Heimat und Vertrautheit.

Doch gerade auf dem Land wächst Senioren die Arbeit für Haus und Grundstück schnell über den Kopf. Und der Einzug in ein Seniorenheim bedeutet fast immer den Umzug in die nächste Stadt. Um das zumindest hinauszuzögern, hat Bianca Fischer-Kilian im bayeri-

»Unter einem Dach, aber jeder für sich«

Wie Senioren künftig wohnen wollen. Ein Gespräch mit dem Zukunftsforscher Horst Opaschowski

Publik-Forum: *Wie werden Senioren in Zukunft wohnen?*

Horst Opaschowski: Die meisten Neunzigjährigen werden auch im Jahr 2030 noch in eigenen Wohnungen leben. Die Wohnwünsche der Senioren sind: Selbstständigkeit bis ins hohe Alter, also Wohnen in den eigenen vier Wänden oder in Mietwohnungen von Mehrfamilienhäusern. Mit dem demografischen Wandel hört das Einfamilienhaus auf der grünen Wiese auf, Idealtypus der Gesellschaft zu sein. Dem selbstbestimmten Wohnen mit Dienstleistungsangeboten gehört die Zukunft.

Wie sollten Kommunen und der Wohnungsmarkt reagieren?

Opaschowski: Kommunen und Wohnungsmarkt sollten sich mehr auf selbstbestimmte Wohnkonzepte konzentrieren und Baugemeinschaften, Helferbörsen,

Nachbarschaftshilfen und Zeitbanken fördern. Wohnen muss neu und weitergedacht werden. Warum soll es zukünftig in der Nähe von Mietwohnungen nicht auch hinzumietbare Wohnbereiche geben, die es erwachsenen Kindern ermöglichen, betreuungsbedürftige Eltern aufzunehmen? Das garantiert familiäre Nähe – aber nicht unbedingt unter einem Dach.

Warum halten Sie das Mehrgenerationen-Wohnen für die Option der Zukunft?



Horst W. Opaschowski, geboren 1941, leitet das Opaschowski-Institut für Zukunftsforschung in Hamburg. Von 1975 bis 2006 lehrte er Erziehungswissenschaften an der Universität Hamburg.

Opaschowski: In der künftigen Gesellschaft des langen Lebens wird der Gedanke des »ganzen Hauses« wieder aufleben, weil die Menschen mehr aufeinander angewiesen sind und sich auch selbst helfen müssen. Enkellose, Kinderlose und Familienlose werden beinahe wie durch Adoption in die »Hausgemeinschaft« aufgenommen. Deshalb prognostiziere ich: Der Gedanke der Wahlverwandtschaft erlebt eine Renaissance. Für die nahe Zukunft zeichnet sich die Mehrgenerationen-Familie in Mehrschosshäusern als Tendenz ab: alle unter einem Dach – aber jeder für sich. Mehrgenerationen-Wohnen ist die Zukunftsoption. Dabei geht es auch um Alternativen zu den traditionellen Altersheimen. So wenig Heime wie nötig und möglich: Das ist meine realistische und keine utopische Zukunftsforderung für Deutschland.

Interview: Barbara Tambour



FOTO: SENIORENGEMEINSCHAFT KRONACH

Hilfe und Unterstützung:

Eine rüstige Seniorin fährt eine ältere Dame zum Arzt. Die Seniorengemeinschaft Kronach vermittelt dies

schen Landkreis Kronach die *Seniorengemeinschaft Kronach* gegründet. Sie ist ein Netzwerk nachbarschaftlicher Hilfe: Rüstige Senioren bieten Hilfe bei der Gartenarbeit, Fahrten zum Arzt oder Unterstützung beim Fensterputzen an. Für ihre Arbeit erhalten sie entweder sechs Euro je Stunde, oder sie sparen ihre Arbeitszeit an und nehmen später selbst Hilfe in Anspruch. 936 Mitglieder hat die Seniorengemeinschaft Kronach mittlerweile, monatlich leisteten sie rund tausend Stunden Arbeit. Auch Schüler verdienen sich mit Rasenmähen und Unkrautjäten ein Taschengeld. Gründerin Fischer-Kilian träumt davon, dass es solche Hilfenetzwerke irgendwann in allen Landkreisen geben wird: »Dann spielt es keine Rolle, wo die Kinder, wo die Eltern wohnen.« Man könnte in der Nachbarschaft Senioren helfen – und die Arbeitszeit den Eltern gutschreiben, die weit weg wohnen und dann ebenfalls Nachbarschaftshilfe in Anspruch nehmen können.

Die meisten alten Menschen wollen nicht nur in ihrem Viertel wohnen bleiben, sie wollen auch lieber in einer eigenen Wohnung als in einem Pflegeheim leben. In Bielefeld kann man seit fast zwanzig Jahren erleben, wie das geht: Inspiriert von dem Mediziner Klaus Dörner, der Mitte der 1990er-Jahre im benachbarten Gütersloh als ärztlicher Leiter den Heimbereich der *Westfälischen Klinik für Psychiatrie* auflöste, wurde das sogenannte Biele-

felder Modell entwickelt. Es ermöglicht Senioren ebenso wie Menschen mit Behinderungen, selbstbestimmt in Mietwohnungen zu leben. In fast jedem Stadtviertel hat die städtische Wohnungsbaugesellschaft von Bielefeld Miethäuser mit barrierefreien Wohnungen errichtet. Zu jedem gehört ein Wohncafé, in dem man sich mit anderen Bewohnern treffen, zu Mittag essen oder Karten spielen kann. Ein Pflegedienst hat seinen Stützpunkt im Haus, und Ehrenamtliche ergänzen die Profis. Wer einzieht, zahlt zunächst nur die Miete – weitergehende Unterstützung erst, wenn er sie benötigt. Dieses »Selbstbestimmte Wohnen mit Versorgungssicherheit« ist der Exportschlager Bielefelds. Zahlreiche Städte haben das Modell übernommen, andere tun sich mit der ungewohnten Kooperation von Wohnungsbaugesellschaft, Pflegedienst und ehrenamtlichen Nachbarschaftshelfern noch schwer. Dabei liegt der Erfolg gerade in deren Verknüpfung.

Persönliches Budget für Pflegebedürftige

Das Bielefelder Modell wäre leichter zu verwirklichen, wenn auf der Finanzierungsebene Pflege und soziale Arbeit leichter zusammengebracht werden könnten. Etwa, wenn Pflegebedürftigen ein persönliches Budget zur Verfügung stünde, mit dem sie sich die passenden Unterstützungsleistungen einkaufen könnten. Modelle für ein selbstbestimmtes und würdiges Leben im Alter gibt es genügend. An der Politik ist es, die Rahmenbedingungen zu schaffen, dass diese leichter als bisher umgesetzt werden können. Weil alle davon profitieren, wenn sich Menschen umeinander kümmern.

Nach gut einem Jahr in der Seniorengenossenschaft in Kassel äußert Bettina Schau: »Wir genießen unser Leben sehr.« Auch wenn das Zusammenleben der 14 Seniorinnen und Senioren nicht ohne Reibungen abläuft. »Es sind halt Menschen mit Menschen zugange«, sagt die 76-Jährige. »Und diese Herausforderungen bewahren uns vor der Langeweile.« Eine Konsequenz hat die Hausgemeinschaft aus dem ersten Jahr gezogen: Wer künftig neu in das Haus einziehen will, muss zuvor mindestens für 14 Tage zum Probewohnen kommen. Denn die Chemie soll stimmen. Und es soll jemand um die sechzig sein, jemand von den »jüngeren Alten, sonst funktioniert das nicht«, meint Schau. Eine Hausgemeinschaft nur aus Hochbetagten, das ist nicht zu schaffen.

Die Hitze des Sommers wie die Grippewelle im Februar haben die Hausbewohner gut überstanden. Das gemeinsame Essen – ausgewogen, meist Bio und oft vegetarisch – habe dazu geführt, dass sich ihr Ernährungs- und Gesundheitszustand deutlich verbessert habe. Jetzt will die Genossenschaft so schnell wie möglich ihre Schulden bei der Bank mindern, damit künftige Bewohner weniger als die derzeitige Miete von 10,50 Euro je Quadratmeter zahlen müssen. »Die nächste Generation hat deutlich geringere Renten«, sagt Bettina Schau. Dem wollen die Senioren im maisgelben Haus im Norden Kassels Rechnung tragen. Denn nicht nur selbstbestimmt, auch bezahlbar soll ihr Wohnprojekt sein. ➔